

Saale-Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Montag 15. Februar 1897.

Halle a. S., Montag 15. Februar 1897.

Preis 1 Mark 25 Pfennig

Zur Lage im Orient.

Die Mächte sind einig in der türkischen Frage, so wird übereinstimmend gedruckt und gedrückt. Griechenland darf nicht auf Kreta vorgehen, es muß den Rückzug antreten, eine Vereinigung der Insel mit dem Mutterland kann im gegenwärtigen Augenblicke nicht getätigt werden...

auch die Kommandanten der übrigen Geschwader und einzelnen Schiffe in demselben Sinne vorgehen. Es ist um so mehr geboten, klar und deutlich jede Friedensstörung von Seiten Griechenlands zu verhindern, als andernfalls sehr bald auch auf der Balkan-Palmen, insbesondere in Mazedonien, Verwüsthungen anzuhäufende Bewegung hervorgerufen, gemacht werden würden...

erzeugt hier eine sehr gedrückte (?) Stimmung, da, wie es heißt, Rußland weder von Krieg noch von einer Occupation türkischer Gebiete theils nicht will, theils nicht kann, das heißt, die Sultan doch zur Einigkeit kommen und die als notwendig anerkannten Reformen einführen, sowie daß ein Modus für die Sanierung der türkischen Finanzen sich finden werde...

Halle'sches Stadttheater.

(Liebelein) Arthur Schnitzler ist ein Arzt in Wien. Aber er frönt nicht nur der Körper des Menschen, er frönt auch das Leben des Geistes, er weiß nicht nur von seinen irdischen Leiden, sondern auch von seinen irdischen. Das hat er durch sein dreitägiges Bühnenstück, sein Erstlingswerk, "Liebelein" bewiesen. Die Figuren, die er uns vorführt sind naturgetreu dem Wiener Leben nachgebildet...

verändertes Programm selbstverleugert nicht einseitig. So hat sich Christine ihr stolzes Ende ganz allein zu schreiben. Und der Zuschauer kann nicht anders ehrliches Mitleid haben mit ihren Schwestern. Und dieses Unbeglückte wird für unsere Empfindung in jedem Augenblicke bleiben. Warum denn immer und immer wieder diese unersättlichen Wunden auf die Bühne bringen?...

Deutsches Reich.

* Der Kaiser begab sich am Sonnabend Vormittag um 10 Uhr in das Reichskanzlerpalais und nahm dort den Vortrag des Reichskanzlers entgegen. Abends nahm Se. Majestät an dem Festmahl theil, welches Staatssekretär Dr. v. Bötticher zu Ehren des deutschen Landwirtschaftsrathes veranstaltet hatte. Ferner waren der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe, die preussischen Minister v. Miquel und Freiherr v. Hammerstein, der Staatssekretär Graf v. Holnstein, zahlreiche Mitglieder der Landwirtschaftsrathes, sowie mehrere Abgeordnete zugegen...

Theater und Musik.

- Friedrich Witterwurger f. Am Sonnabend Vormittag ist der bedeutendste und vielseitigste Schauspieler der Gegenwart, Friedrich Witterwurger, nach langer Krankheit in Wien gestorben. Diese erschütternde Nachricht kommt uns unvorbereitet. Das Friedrich Witterwurger lebend ist, war nicht allgemein bekannt. Sein plötzlicher Tod wird in den weitesten Kreisen des Publicums und der Kunstwelt ein Gefühl tiefen und schmerzlichen Bedauerns hervorgerufen...



(Nachdruck verboten.)

Das Geheimniß von St. Wingate.

8) Roman von Ludwig Freiherr von Poſyl.

„Kapitän Harcourt, ich liebe Ihre Tochter unaussprechlich, geben Sie mir Bella zur Frau!“ flehte Wilford.

Da fauſte der Stod nieder und dröhnend erklang der Ruf des alten Seemannes nach Jack. Athemlos stürzte der Diener herein und stammelte: „Ist Maſſa krank?“

„Der ist krank!“ ſchrie der Kapitän, auf Wilford weisend. „Er ist vollständig wahnsinnig! Kerl, Du haſt mir den Narren hereingelaſſen, jezt ſchau, wie Du ihn auf irgend eine Art wieder hinausbringſt.“

Sich noch beherrschend, ſagte Wilford: „Kapitän Harcourt, ich bin ein gebildeter Mann, und als ſolcher verlange ich von Ihnen eine höfliche Antwort auf meine Werbung.“

„Sie ſind ein Narr.“ ſchrie der Kapitän, „und nur ein ſolcher konnte mir dieſen Antrag machen. Wie dürften Sie, ein gemeiner Landarzt, ein Willendreher um ein paar Schillinge, es wagen, um eine Harcourt zu freien?“

„Derr, ich bin Mitglied der Fakultät!“ rief Wilford, kaum mehr ſeiner Erregung mächtig.

„Und wenn die ganze Univerſität ſammt Kopf, Mittelſtück und Schweif in Ihnen ſtecken würde, dürften Sie es noch immer nicht wagen, nach einer Harcourt zu blicken! Und Du, ſchwarzer Eſel, ſiehſt wie angenagelt da. Wief ihn ſofort hinaus!“

Jack riß die Thür auf.

Todtenblaß trat Wilford auf den Kapitän zu und ſagte: „Ich bin ein Ehrenmann und frage Sie nochmals, ob Sie mir Ihre Tochter Bella, ohne die ich nicht leben kann, zur Frau geben wollen.“

„So, ein Gentleman ſind Sie?“ ſchrie der Kapitän mit heiferer Stimme. „Ist es ehrlich, ſich unter der Maſke des Arztes, dem man Vertrauen entgegenbringt, in eine Familie einzuschleichen, um die Tochter von derſelben abwendig zu machen? Jack, zeige ihm die Thüre! Hinaus mit dem Unverſchämten!“

„Noch nicht, Kapitän Harcourt!“ rief Wilford, das Haupt hoch erhoben. „Es ſieht geſchrieben, das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne folgen. Und ſo wird es auch mit Bella Harcourt ſein. Auch ſie wird den Vater verlaſſen und dem Manne ihrer Wahl folgen.“ Mit flammendem Blick verließ Wilford das Zimmer.

Dreizehntes Kapitel.**Wieder das Schreckensbild.**

Bella kämpfte ſeit der verlegenden Abweiſung ihres Geliebten zwiſchen Pflicht und Liebe. Unerbittlich ſtanden ihr Vater und Mary ihrer Wahl gegenüber. Wilford hatte ihr geſchworen, daß er um keinen Preis von ihr laſſen werde, daß ihm das Leben ohne ſie zur Laſt wäre. Seinen Schwüren, ſeinem Drängen konnte ihr Herz endlich nicht mehr widerſtehen. Sie willigte in Wilford's Plan, aus dem Vaterhauſe zu entfliehen, ſich mit ihm geheim trauen zu laſſen und nach St. Wingate als ſeine Gattin zurückzukehren. Als eines Abends der Vater mit Mary allein wegen häuſlicher Dinge verhandeln wollte und Emmy zu einer Schulfreundin geladen war, benützte Bella die Gelegenheit, um mit Wilford, der ſie im Garten erwartete, den Fluchtplan zu berathen. Lange weilte ſie bei dem Geliebten, der ſich mit dem Beſchluffe, am kommenden Abend die Flucht durchzuführen, von ihr trennte.

Sie hatte auf dem Wege zum Hauſe erſt eine kurze Strecke zurückgelegt, als ſie ein ſeltſames Geräuſch vernahm. Sie blickte

nach der Stelle, woher es kam. Mit einem Schrei des Entſetzens prallte ſie zurück.

Zwiſchen den Zweigen eines dicht belaubten Gebüſches tauchte eine geſpenſtige Geſtalt auf. Mit einer Stimme, die Bella's Blut erſtarren machte, rief die Erſcheinung ihr zu:

„Bella Harcourt hüte ſich vor Arthur Wilford, wenn ihn das Glück und das Leben lieb iſt. Bella Harcourt frage ihn, ob er oft Gift in den Händen habe, ſie frage ihn um Alice.“

Spurlos war die Geſtalt verſchwunden. Einer Wahnsinnigen gleich, ſtürzte Bella wieder nach der Stelle zurück, wo ſie Wilford verlaſſen hatte.

Aber auch ihm war auf dem Gange aus dem Garten die grauenhafte Geſtalt mit dem entſetzlichen Haupte erſchienen, das ſich im Hauſe der Frau Smith gezeigt hatte. Grauen überfiel ihn und mit fürchterlicher Deutlichkeit ſtanden die Ereigniſſe jener Todesnacht vor ſeinen Augen. Geiſterbläſſe bedeckte ſein Geſicht, ſein Athem ſtockte, er mußte ſich an einem Baume ſtützen, um nicht umzuknien.

Bella hatte ihren Geliebten erreicht, mit krankhaftem Schluchzen warf ſie ſich an ſeine Bruſt.

„Arthur, haſt Du es gehört, haſt Du die Geſtalt unter den Bäumen geſehen?“

Wilford, der ſeine Faſſung wieder erlangt hatte, verſuchte ſie zu beruhigen.

„Es hat geſprochen.“ ſagte ſie mit bebender Stimme. „Das Geſpenſt hat mich gewarnt, vor Dir gewarnt. Ich ſoll von Dir laſſen, wenn mir mein Glück lieb iſt, ja ſogar, wenn mir an meinem Leben liegt.“

In Wilford's Auge blitzte es unheimlich auf. „Nun, wenn das Geſpenſt geſprochen hat.“ ſagte er, „dann kannſt Du beruhigt und verſichert ſein, daß hinter demſelben ein Spion ſteckt, den Dein Vater oder Deine Schweſter Mary beauftragt haben, uns zu belauſchen.“

Ohne ihre Erregung bemerken zu können, ſagte Bella, ſich an ihn klammernd: „Ich ſoll Dich fragen, ſo beſah die Erſcheinung, ob Du oft Gift in den Händen haſt, ich ſoll Dich um Alice fragen.“

„Das verſtehe ich nicht.“ preßte Wilford mühsam hervor, ſeine Geſtalt durchbebt ein Fieberschauer.

Erſchreckt ſah Bella zu ihm auf.

Mit dem Aufgebote ſeiner ganzen moralischen Kraft ſubr Wilford furt: „Was die Erſcheinung mit dieſer Warnung meinte, iſt mir unbegreiflich. Wer dieſe Alice ſein ſoll, verſtehe, ich abſolut nicht. Daß ich aber mich öfter mit Gift zu befaſſen habe, iſt doch bei einem Arzte nicht zu verwundern. Nun glaube ich beſtimmt, daß es ein Menſch, eine Kreatur Deines Vaters war, die Dich erſchrecken und von mir trennen wollte. Wird ſich meine Bella wegen dieſes Gaukelſpieles von mir wenden?“

„Nein, mein Arthur.“ rief Bella, ihre Arme um ſeinen Hals ſchlingend, „ich liebe Dich und will Dir beweifen, daß dieſe häßlichen Anklagen meine Liebe nicht zu ſchwächen vermöchten. Weil ich an Dich, an Deine Ehre und an Deine Treue glaube, werde ich mein Verſprechen halten und morgen mit Dir fliehen.“

Wilford geleitete das Mädchen durch die dunklen Wege bis in die Nähe des Hauſes, dann verließ er, um ſich ſpähend, den Garten.

Der Gedanke, daß, wie damals im Hauſe der Wittve, die räthſelhafte Erſcheinung nichts anderes als ein Einbringling geweſen ſei, kam ihm nicht aus dem Sinne.

Bella's Abweſenheit vom Hauſe war jedoch nicht unbemerkt geblieben. Ein Zufall, auf den ſie offenbar nicht gerechnet hatte, wollte es, daß der Kapitän, des Rechnens müde geworden, ſeine Tochter bald wieder entließ. Als Mary in das Wohnzimmer

zurückgekehrt war, fand sie nur Susanne vor, die mit dem Zusammenlegen von Wäsche beschäftigt war.

„Wo sind meine Schwestern?“ fragte Mary betroffen.
„Miß Emmy hat sich bereits zu Bette begeben,“ antwortete Susanne.

„Und Bella, ist sie vielleicht auch schon schlafen gegangen?“
„Nein gnädiges Fräulein, ich machte gerade oben im Schlafzimmer Miß Bella's Bett zurecht, sie ist nicht oben.“

Von Unruhe erfaßt, durchsuchte nun Mary alle Räume. Als sie zur Küche kam, fand sie dort Jack, der die Bestecke putzte. Dem Burschen waren die Zusammenkünfte Bella's mit Wilford kein Geheimniß mehr. Der schöne junge Doktor hatte es verstanden, sich seines Schweigens zu versichern, und die süße Miß Bella hatte er so lieb gewonnen, daß er es nicht über das Herz gebracht hätte, durch ein voreiliges Wort ihr einen Verdrub zu bereiten. Der Schwarze erschrad nicht wenig, als Miß Mary in festem Tone ihn fragte, wo Bella sei. Er wagte es nicht, der Miß die Antwort zu verweigern und sann verlegen nach, was er sagen sollte.

„Warum antwortest Du nicht?“ fragte Mary streng.
Jack mochte wohl geahnt haben, was ihn erwartete, wenn er sich noch weiter aufs Schweigen verlegen würde. Er gab klein bei und stotterte dumm lächelnd: „Missie ist im Garten, ist schön kühl im Garten, gut für Kopfweh, Missie Bella nicht verkühlen, hat große Luch über Kopf.“

Mary wußte genug. „Ist sie allein im Garten? Die Wahrheit, Jack, oder ich führe Dich zum Vater!“ rief Mary drohend.

Das wirkte. Mit schlotternden Kneien gestand Jack, daß Bella nicht allein, sondern mit Dr. Wilford im Garten sei.

Mary tastete nach einer Stütze. Diese Eröffnung hatte sie tief ins Herz getroffen. Sie wollte hinaus in den Garten, da drang das Rauische eines Kleides an ihr Ohr — Bella war aus dem Garten zurückgekehrt.

Vierzehntes Kapitel.

Eine wichtige Botschaft.

Kapitän Harcourt's Befinden hatte sich so gebessert, daß er nach langer Zeit sich wieder in das im Erdgeschoße gelegene Wohnzimmer begeben konnte. Mary hatte in ihrer Sorgfalt für den Vater das Zimmer traulich umgestaltet. Zu seiner Bequemlichkeit hatte sie neben seinem Stuhl ein kleines Tischchen gestellt, auf welchem die Zeitungen ausgebreitet lagen, die er beim Frühstück zu lesen gewohnt war. Der Kapitän sah mit seinen Töchtern im frühlichen Gespräche an dem großen Speisetische, als Jack eintrat und ihm auf einer japanischen Platte drei Briefe überreichte. Der Kapitän griff sofort nach dem oben liegenden Briefe, der in großen Zügen seine Adresse trug, und vertiefte sich in dessen Inhalt.

Mary betrachtete die beiden anderen Briefe. Der eine im gewöhnlichen Umschlage, offenbar geschäftlicher Natur, war an sie gerichtet, während der andere durch sein großes Kuvert sofort ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte. Er trug die Adresse „An den Hochwohlgeborenen Baronet Harcourt of Harcourt Castle.“

„Sieh' Papa,“ sagte Mary überrascht, dieser Brief ist an den Baronet gerichtet und genau an unser Haus adressirt.“

Der Kapitän betrachtete das Schreiben, unschlüssig, was er damit anfangen sollte. „Ganz sicher,“ sagte er, „das gehört für meinen Vetter; ohne Zweifel will er uns mit seinem Besuche überraschen.“

„Das glaube ich auch,“ erwiderte Mary etwas besürzt.
„Sehr herablassend von ihm,“ spottete der Kapitän. „Das ist eine Ehre, welche mir Seine Lordschaft nicht mehr erwiesen, seit er in Eton studirte. Vielleicht braucht Seine Herrlichkeit eine Luftveränderung.“

Mary erschrad heftig. „Am Ende will er sich länger bei uns aufhalten, und wir sind doch wirklich nicht für Gäste eingerichtet.“

„Und was weiter?“ versetzte der Kapitän. „Er wird sich dann eben damit begnügen müssen, was ihm sein armer Vetter zu bieten vermag. Mein Lord und Vetter, werde ich ihm sagen, wenn meine Familie für mich gethan hätte, was ihre Pflicht war, so würde Frant Harcourt heute im Stande sein, dem Chef des Hauses ein besseres Unterkommen zu bieten. Das würde ich ihm sagen, aber fortzuschicken würde ich ihn nicht. Mary, meine brave und besorgte Hausfrau, Du wirst für mich ein Gemach im Hause bereitstellen, mein Zimmer werde ich ihm abtreten.“

„Ist er jetzt in London oder in Harcourt Castle?“ fragte Emmy, ohne eine Antwort zu erhalten.

Mary betrachtete den Brief von allen Seiten, er trug den Poststempel „Bemburn“, ein Städtchen, in dessen Nähe das Schloß Harcourt lag.

„So hat man ihm den Brief nachgeschickt; er ist gewiß schon auf der Reise zu uns“, sagte der Kapitän. „Du hast gefragt, Emmy, wo der Baronet wohnt. Gewöhnlich in Harcourt Castle und nur zeitweilig in London.“

„Und hast Du ihn denn nicht gerne, Papa?“ fragte die Kleine.

„Du brauchst nicht zu sorgen, Schatz, ich habe ihn ganz gerne, weil er ein guter Bursche ist. Nur mit seinem Vater hatte ich Zerwürfnisse, der ruht aber auch schon in der Gruft und Toibten soll man nichts Böses nachsagen.“

„Aber wer gab ihm denn Deine Adresse, Papa, daß ihm der Brief nachgeschendet werden konnte?“ fragte Emmy neugierig.

„Dummes Ding,“ rief der Kapitän gereizt, „bin ich denn für die Welt so verschollen wie ein verlauener Hund? Hat man mich denn nicht zur Trauerfeier eingeladen, nachdem ich erst vor wenigen Tagen dem Vetter mein Beileid ausgedrückt habe?“

Der Kapitän machte diesen Beweis damit wieder gut, daß er Emmy, in deren Auge eine Thräne blinkte, auf die Wange küßte.

In bester Laune sagte er zu Bella: „Mit meiner Erlaubniß kannst Du Dich heute einmal ganz nach Deinem Willen aufputzen. Der Baronet braucht eine Frau und die Baronetkronen würde nicht übel in Dein schönes Haar passen. Ein Vater, der wie ich ein Haus voll Töchter hat, könnte ganz zufrieden sein, wenn er eine so gut anbrächte.“

Herzlich lachte er über seinen eigenen Miß.
Bella schien den Spaß ernst zu nehmen, sie erröthete tief, ihre Augen füllten Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Nansen's Zukunftspläne.

Fridtjof Nansen, der, wie unsere Leser wissen, gegenwärtig in der englischen Hauptstadt weilt, hat sich zu einem Vertreter des Daily Chronicle über seine Zukunftspläne ausgesprochen. Es liegt uns darüber folgender Bericht vor:

Nansen, mit dem ich auf der Plattform der Viktoria Station in London plauderte, sieht weit magerer aus als vor mehreren Monaten, da ich ihn in Lyasker sprach. Trotzdem macht er den Eindruck eines gesunden und sorgenschweren Mannes. Er hat hart gearbeitet, seit Oktober vorigen Jahres bis vor wenigen Wochen an seinem Buch geschafft und erzählt mir, es sei das die anstrengendste Thätigkeit gewesen, die er je gehabt, selbst die schreckliche, 15monatige Trottelei zu Schlitten über das Eis nicht ausgenommen. Diese literarischen Arbeiten haben ihm zu seinem Bedauern nicht einmal Zeit gelassen, die vielen Briefe werthgeschätzter Freunde zu beantworten; aber die Frage: „Buch oder kein Buch“ sei an ihn herangetreten und habe ihm nur eine Mächtigkeit gelassen.

Ich sprach Nansen noch wiederholt im Laufe des Tages. Was weiß dieser Mann nicht Alles zu erzählen! Jetzt nehmen seine Vorträge sein ganzes Interesse in Anspruch; sie machen ihm Freude, nur die damit verknüpften unendlichen Empfänge verdrießen ihn. Aber er hat sich nun einmal entschlossen, die Kladdererei auf sich zu nehmen und selbst die noch schlimmeren, die ihm in Amerika bevorstehen, geduldig zu ertragen. Er zeigte mir die Bildgläser, die er vorführen will, und ich muß gestehen, sie sind eine ganz einzige Sammlung, eine Auswahl von wohl dreihundert Stück. Einen seiner Kapats hat Nansen auch mitgebracht, ebenso einen Schlitten, zur Verrichtung für die Geographische Gesellschaft. Aber gerade diese Schaustellungen behagen ihm ganz und gar nicht. Und dieser Widerwille gegen Prahlereien hat ihn auch bewogen, gegen das beabsichtigte gewesene Herüberbringen des „Fram“ nach England energisch Front zu machen. Solche Reklamemittel seien seiner höchst unwürdig. Wir kamen dann auf seine zwölf Kameraden von der Polarreise zu sprechen. Nansen erzählte mir, der Storching würde für sie sorgen, wenn es die norwegische Regierung nicht thäte. Kapitän Enderup ist für den kommenden Sommer engagirt worden, mit dem „Fram“ von Norwegen nach Spitzbergen zu fahren. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß er in

ein oder zwei Jahren im Auftrage Nansens eine Forschungsreise in den Gewässern um Spitzbergen herum unternimmt. Ja, es ist sogar möglich, daß Nansen selbst eine Unternehmung der Meere zwischen Spitzbergen und Grönland wieder aufnimmt, um mit Hilfe der verbesserten modernen Instrumente die Temperaturen in jenen Gewässern zu messen und die so gewonnenen Resultate mit den während des Treibens des „Fram“ erlangten zu vergleichen. Nach dem Nordpol aber gelangen zu wollen, die Idee hat Nansen gänzlich aufgegeben, denn er hat während der Expedition des „Fram“ genügend Material gesammelt, um sich daraus die wissenschaftlichen Bedingungen der Nordpolgebiete zu konstruieren. Freilich würde es interessant sein, eine Erforschung der Gegenden nördlich von Amerika zu unternehmen, aber das will er gern Anderen überlassen. Wenn er seine Vorträge in England und Amerika beendet hat, will er sich ganz der Abschließung seiner wissenschaftlichen Resultate widmen, wofür ihm bereits eine Zahl von Spezialisten ihre Mitwirkung zugesagt haben.

Aber der Südpol?
Wird Nansen sich an die Erforschung der antarktischen Gegenden machen?

Darüber ist er noch nicht einig mit sich selbst. Es ist begreiflich, daß er sich sobald nicht wieder von Weib und Kind trennen möchte, wenigstens nicht für längere Zeit. Zwar weiß er, daß das Scheiden ihm und den Seinen in dem angeregten Falle nicht so schwer werden würde wie das vergangene Mal, denn eine Südpolarreise würde nicht die schreckliche Ungewißheit der letzten Expedition im Gefolge haben. Ich fragte ihn, ob der „Fram“ für die antarktischen Gewässer so tauglich sein würde, wie er für die arktischen gewesen. Denn Kenner behaupten, so vortrefflich der „Fram“ sich auch im Eise bewährt, so wenig wäre er für die offene See zu gebrauchen. Nansen lachte und erklärte diese Dogmen für Unsinn. Man brauche nur das Deck der „Fram“ ein klein wenig abzuändern, dann würde er im Stande sein, gegen jede See sich zu behaupten.

Die Unterhaltung wendete sich wieder der Nordpolfrage zu, und Nansen versicherte, es sei jetzt Jedem, der Ausdauer, Selbstvertrauen und Sachkenntnisse zu dem Unternehmen mitbringe, leicht, das große Ziel aller Jahrhunderte zu erreichen. Auf meine Frage, ob er nicht bedauere, den „Fram“ verlassen und so veräußert zu haben, mit ihm den höchsten Grad — fast 86 — nördlicher Breite zu erreichen und von dort aus nordwärts eine Reise zu wagen, erwiderte Nansen, es sei ihm nicht leid; denn das sei im November gewesen, und er hätte dann vor März nicht an Aufbruch denken können; inzwischen sei aber der „Fram“ schon beträchtlich nach Südwesten getrieben, und von da aus hätte er einen weit weniger günstigen „Start“ gehabt, als ihm in der That geworden, auch wäre die Treibrichtung des Eises gegen ihn gewesen, sodas er, wie einst Parry achtzig Jahre vor ihm, von Mißgeschick verfolgt worden wäre. „Ich habe nichts, gar nichts zu bedauern“ — schloß er mit Befriedigung. „Alles ist, wie ich vorausgesehen, eingetroffen, und ich vermag nichts Anderes zu wünschen, als was ich gethan habe!“

Mit einem Wort, Nansen ist derselbe geblieben, der er war — der Erfolg hat in seiner Rede, seinem Betragen nichts geändert. Er hat die strenge Jägerkleidung, die so charakteristisch für ihn bei seinem letzten Besuche Londons vor vier Jahren war, aufgegeben. Er trägt jetzt einen Rock mit „Doppelbrust“, der knapp und eng seinen athletischen, wohlgeformten Körper umschließt, und trotz der Kälte nur einen Ueberwurf, der wie eine leichte, dünne Sommerpelzine ausfieht. Noch immer verachtet er die Mode, außer für die Abendtoilette. Orden hat er mehrere, aber er trägt sie nicht, und nur in der „Albert Hall“ wird er aus Rücksicht auf englische Gepflogenheiten bei ceremoniösen Gelegenheiten den Stern seines höchsten Ordens anlegen. Seinen Vortrag wird er frei, ohne jede Vorlage halten und mit seiner mächtigen Stimme zweifellos in der ganzen, ungeheuren Halle verständlich sein. Nansen sagte mir, der seit seiner Zurückkunft für seine weiteren wissenschaftlichen Untersuchungen in Norwegen aufgebrauchte Fonds werde bald die stattliche Summe von einer halben Million Kronen erreicht haben. Er werde persönlich nichts davon haben, wiewohl die Verfügung darüber zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung ihm zustehe. Die Professur an der Universität Christiania habe er eigentlich nicht annehmen wollen. Aber die Universitätsbehörde habe ihn durchaus haben wollen; sie hätte in der That erst eine Professur für ihn geschaffen, und so hätte er sie denn unter der Bedingung acceptirt, daß er nicht verpflichtet wäre, Vorlesungen zu halten. Als willkommenes Resultat seiner Expedition könne er es begrüßen, daß sie ihn in

den Stand gesetzt habe, einen Theil seiner väterlichen Besitzungen in der unmittelbaren Nähe seines Heims zu kaufen. Auf diesen Grundstücken wolle er ein neues, weit größeres Haus bauen, obwohl sein gegenwärtiges Studirzimmer mit dem offenen Dach, von wo aus er den herrlichen Fjord und die Nichtenwälder überschauen könne, reizend genug wäre. Er fügte hinzu: Was auch die Zukunft für ihn im Schooße berge, er würde sich schwer entschließen können, sich wieder so lange von seinem Weibe zu trennen, die so heroische Geduld, solch' gläubiges Vertrauen in seinen Erfolg bewiesen habe. Sein Töchterchen Lio hätte eigentlich mit nach England kommen sollen, er hätte aber doch vorgezogen, sie daheim zu lassen. Seine Frau kehrt in wenigen Tagen wieder nach Norwegen zurück. Lieutenant Scott-Nansen, der eine Charge in der norwegischen Marine übernommen hat, begleitet sie. Er will, ehe die Pflicht ihn zurückruft, ein paar Freunde in Newcastle besuchen und sich bei der Gelegenheit die Schiffe ansehen, die dort für die norwegische Flotte gebaut werden. Uebrigens ist eine Zusammenkunft Nansens mit Stanley in Aussicht genommen.

Eine Wanderung durch Londons Fremdenviertel.

(Von unserem Londoner Korrespondenten.)

Die Hauptstadt Großbritanniens ist von jeher berühmt gewesen als eine Zufluchtsstätte für alle Diejenigen, welche dringende Veranlassung zu haben glaubten, ihrem eigenen Vaterlande auf länger Zeit den Rücken zu kehren, um an irgend einem sicheren Orte in stiller Zurückgezogenheit unbekannt und unbeobachtet zu leben. Aber selbst die liberalste Auffassung von der persönlichen Freiheit des Individuums ist nicht im Stande, die englischen Staatsmänner im Parlament und im Gewerkschaftsrath vor der betrübenden Erkenntnis zu bewahren, daß die Eigenschaft Londons, als Sammelpunkt aller verdächtigen Elemente der Welt zu dienen, recht erhebliche Schattenseiten besitzt, und so sinnt man denn in den gesetzgeberischen Kreisen ernstlich darüber nach, in welcher Weise die schlimmen Einflüsse einer solchen Einwanderung am besten analysirt werden können.

Es ist unschwer vorauszu sehen, daß die operative Beseitigung eines so tief eingewurzeltten Uebels von Folgen begleitet sein wird, die sich mehr oder weniger auch auf die solide und fleißige Zuwanderung vom Ausland her erstrecken werden, und das ist natürlich sehr zu bedauern. So wird bei jeder Gelegenheit ohne Zweifel wieder der alte Kampf gegen den „deutschen Kommiss“ ertönen, den bestgehabten Bionier des mächtig aufstrebenden deutschen Handels. Zwar scheint man zeitweilig ausgehen zu haben, daß die Behauptung, der deutsche Kommiss unterbiete und verdränge seine englischen Kollegen, das Erzeugnis einer im Zeichen des Jingoismus stehenden Epoche gewesen ist, und daß die Handvoll junger Deutschen es lediglich durch ihren Fleiß, ihre Kenntnisse und vor allem durch ihre Sprachgewandtheit zu solchen Erfolgen gebracht hat. Aber es ist dennoch zu befürchten, daß gewissenlose Hezer bei etwaiger Abperrung Londons gegen den bisher unbeschränkt gewesenen Zugang jener Abneigung gegen die einwandernden, nach Arbeit suchenden deutschen Handelsbesitzenen von Neuem Ausdruck verleihen werden.

Daß man trotz dieser Bedenken der Regierung nur verpflichtet kann, wenn sie generell auf eine Abänderung der in Bezug auf das Londoner Fremdenwesen bestehenden Gepflogenheiten sinnt, ist in Anbetracht der großen Gefahren, welche ganz Europa aus einem solchen Zufluchtsort des internationalen Verbrecherthums erwachsen können, selbstverständlich. Auf jedes Tausend der Londoner Bevölkerung kommen von derlei Gästen nicht weniger als dreiunddreißig. Sie haufen in Stadtvierteln, welche der Engländer höchstens aus Neugier, oder weil er seinen Weg verfehlt hat, betritt. Dunkle überdriehende Gassen, deren Häuser fortwährender Gefahr des Einsturzes ausgefüllt zu sein scheinen, winklige Höfe, unwirtlich, unheimlich und mit verstickten Zugängen, an Orten gelegen, wo man in der Vorzeit grüne Hänge und später riesige Schutthäusen sah, — das sind die Zufluchtsstätten jener verkommenen Proletarier, welche wie durch eine gewaltige Mauer von dem übrigen Theil der Menschheit abgetrennt zu sein scheinen. Je nach ihrer Rationalität halten diese Einwanderer fest zusammen, bilden in sich abgeschlossene kleine Kolonien und verkehren bloß mit denjenigen, die zufällig schon in demselben Viertel hausten, ehe aus ihm ein chinesisches, französisches, italienisches, slavisches oder jüdisches

fragte
ug den
Schloß
gewiß
ast ge-
arcourt
gte die
n ganz
ater
st und
ß ihm
n neu-
h denn
at man
ich erst
gebrückt
t, daß
Wange
Erlaub-
Willen
aromet-
ater,
frieden
ete tief,
wärtig
vertreter
n. Es
Victoria
als vor
roßdem
kannes.
is vor
is, er
gehabt,
er das
in ihm
Briefe
„Buch
ur eine
Tages.
nehmen
machen
wspänge
n, die
e zeigte
stehen,
n wohl
ch mit-
e Ge-
en be-
gegen
igt ge-
erger,
st un-
on der
vorschung
g nicht
ommer
Epis-
s er in

wurde. Wer diese Fremdenquartiere am Tage durchwandert, den überschleicht angeichts des Schmutzes, der Häßlichkeit und der elenden Verkommenheit, durch welche sich Häuser, Plätze und Menschen in gleicher Weise auszeichnen, ein Gefühl grenzenloser Trauer. Bleiche hohlwangige Gestalten mit finsternen stieren Blicken lehnen unthätig an den Hausthüren und scheinen so abgestumpft durch ihre Umgebung, daß sie kaum über die seltene Erscheinung eines anständig gekleideten Fremden in diesen Gegenden einige Verwunderung verrathen. Kein frohes Kinderlachen und Lärmen ist vernehmbar, und gut drei Viertel der unseligen kleinen Geschöpfe, welche hier aufzuwachsen verdammt sind, leiden an Skoliose und Rachitis.

Anders des Nachts. Da kehren alle diejenigen zurück, welche des Tags über in ehrlicher oder unehrlicher Weise ihrem Erwerb nachgegangen sind. Männer, Weiber und Kinder, sozusagen die Elite jenes Proletariats, eilen durch die von den Straßenlaternen nothdürftig erhellen Gassen hin und her; hier wird in einer verschwiegene Ecke ein eifriger Tauschhandel mit Kleidungsstücken sehr verdächtiger Herkunft getrieben, dort raufen sich ein paar halbwüchsige Jungen um erbettelte Brodstücken, und durch die von keinem Vorhang verhüllten Fenster sieht man, wie Frauen und Mädchen beschäftigt sind, das Abendessen herzurichten. Kurz, das Gesamtbild ist ein weniger trübes als am Tage, aber dafür ist es auch noch weniger rätlich für den wohlgekleideten Fremdling, sich zu dieser Zeit hier sehen zu lassen, denn die vereinselten Polizisten, welche man hier und dort erblickt, würden meist nicht im Stande sein, Ausschreitungen zu verhindern. An Bestrebungen der Wohlthätigkeitsvereine fehlt es natürlich nicht; ob sie allerdings sehr zweckentsprechend sind, daran ist wohl zu zweifeln. Die dortigen Kirchen und Kapellen zum Beispiel, welche in ihrer modernen Bauart in einem so merkwürdigen Gegensatz zu ihrer Umgebung stehen, weisen einen sehr geringen Besuch auf, und auch das in England so außerordentlich beliebte Vertheilen von Traktäthen läßt auf die soziale und sittliche Hebung der damit Beglückten keine sehr bedeutende Wirkung aus.

Von ganz besonderem Interesse ist natürlich ein Besuch im chinesischen Viertel. Auf den beiden Seiten einer engen, düsternen Straße befinden sich Läden mit chinesischen Inschriften über den Thüren und langen chinesischen Reklamen über den Fenstern, in denen sonst nichts zu erblicken ist, als ein Paar Cigarren, Cigaretten, ein chinesischer Fächer oder ein Häuschen aus Seifenblöden. Einzelne Geschäfte werden erst bei Einbruch der Dunkelheit geöffnet, und man erkennt alsdann an den sich auf den Fenstervorhängen abzeichnenden Schatten, daß es nicht an Kunden zu mangeln scheint. Die Läden dienen durchgängig einem doppelten Zwecke, sie sind die Borräume und Geschäftsbureauz von Herbergen der primitivsten Art und von Räumlichkeiten, in denen dem Opiumrauchen gefrönt wird. Der europäische Besucher muß eine strenge Prüfung über sich ergehen lassen, ehe er dort eingelassen wird. Ein langer schmaler Gang führt ihn in ein getäfeltes Zimmer, in welchem auf Holzpritschen zahlreiche Chinesen lagern und sich der Wonne des Opiumrauches hingeben. — Der „Primelhügel“, der „angenehme Hügel“ und der „Saffranhügel“ mögen einstmals ihrem Namen Ehre gemacht haben; aber das ist lange her. Ein früheres Zuchthaus, jetzt zur Paketpost umgewandelt, blickt streng auf diese jetzt einen geraden grauenhaften Verfall aufweisenden Viertel hernieder, unter denen das Quartier der Italiener noch den heitersten Eindruck macht, wiewohl gerade hier blutige Mausefrenen und Messerscherefrenen an der Tagesordnung sind.

Gewiß bieten die Fremdenviertel trotz alles Elends und Schmutzes manches Interessante. Das ist aber allenfalls der Gesichtspunkt des Weltbäumlers, nicht aber der des Stadtvaters, und man kam nur wiederholen, daß es die höchste Zeit zu einer behördlichen Einmischung in Verhältnisse ist, welche nur durch eine vollkommen falsche Auffassung von der persönlichen Freiheit des Menschen herbeigeführt worden sind.

Allerlei.

Ein Mißverständnis auf Sumatra. Unter den erbaulichen und unerbaulichen Berichten der „Atheinischen Missionsgesellschaft“ finden wir von einem Missionar aus Sumatra auch ein kleines heiteres Mißverständnis erzählt. Die dortigen Battas pflegten ihren Missionar mit der Formel zu begrüßen: „tabe tuan“, d. h. „Guten Tag, Herr Missionar“. Das pflegt gemeinhin etwas unähnlich zuzugehen: Einer nach dem Anderen trat zu dem Missionar und brachte sein „tabe tuan“ an den Mann. Der eingeborene Gehilfe des Missionars nahm also seine schwarzen Brüder vor

und brachte ihnen bei: „Seht, wenn mehrere von Euch dem Missionar begegnen, dann müßt Ihr nicht Alle einzeln, Einer nach dem Anderen, auf ihn zutreten: das ermüdet den Missionar; macht es Heber so: Einer von Euch zähle „eins, zwei, drei“, und dann sagt Ihr Alle auf einmal Guet „Guten Tag, Herr Missionar!“ Das that aber Manche falsch verstanden, und so kam es denn vor, daß auch der Einzelne, wenn er dem Missionar begegnete, an ihn herantrat und ihn mit der etwas merkwürdigen Formel begrüßte: „Eins, zwei, drei: Guten Tag, Herr Missionar!“

Gefährliche Trauungen. Böse Menschenfeinde haben behauptet, daß es an sich ein gefährliches Wagniß sei, sich zu verheirathen. Es giebt aber, wie man weiß, viele Muthige, denen das Heirathen durchaus nicht als Wagniß erscheint, und Manche suchen sogar eine künstliche Verschärfung. So ließ sich kürzlich der Löwenbändiger Jills in Johannesburg (Südafrika) in einem mit sechs Löwen besetzten Käfig traun. Die Braut, welche ein gelbes Seidenkleid trug, vertraute muthig auf den Schut ihres künftigen Gatten, der Gefährliche zog es vor, den kirchlichen Segen von außen durch das Gitter zu ertheilen. Als die Ceremonie vollzogen war, brachen die Zuschauer, Gäste und Zeugen in lautes Hochrufen aus, nicht ohne dadurch eine Gefahr heraufzubeschwören, da alle Thiere, namentlich auch die Löwen, in eine heftige Aufregung versetzt wurden und ihrerseits laut ihre Stimmen erschallen ließen. Dem jungen Ehemann, der sein gewöhnliches Kostüm trug, gelang es indessen, seine Gattin unbeschädigt aus dem Löwenzwinger hinauszuführen.

Wovor Kinder am meisten Furcht haben. Diese Frage hat in Frankreich einige hervorragende Physiologen dermaßen interessiert, daß sie sich in der jetzt sehr modern gewordenen Form einer offenen Anfrage an die Mütter wandten. In der letzten Nummer einer physiologischen Zeitschrift findet man nun einen Auszug aus den sechs- tausend eingegangenen Antworten. Die weitaus größte Anzahl von Müttern konstatiert, daß Donner, Blitz und Gewitter ganz außerordentliche Angstgefühle bei Kindern bis zu sechs Jahren hervorrufen. In zweiter Reihe kommt der Anblick von Neptunen, wie Eidechsen, Schlangen, von größeren gar nicht zu reden. Bis zum fünfzehnten Jahre sollen Todte ganz niederschmetternde Wirkung auf Kinderseelen ausüben, ebenso wirken fremde Personen und Dunkelheit auf das Gemüth von Kindern. Im Ganzen und Großen sind Mädchen furcht- samer als Knaben, dagegen aber fällt es den Müttern viel schwerer, Knaben, die von Furchtvorfstellungen befangen sind, zu beruhigen als Mädchen. Das achtzehnte Jahr wird von den meisten als Grenze angegeben, wiewohl eine stattliche Anzahl von Menschen noch bis in späte Zeiten die angeborenen oder anezogenen Furchtempfindungen hinübernehmen.

Müssen Fische im Eise erfrieren? Man nimmt im Allgemeinen an, daß das vollständige und plöglche Erfrieren der Wasserläufe, wie es im Norden nicht selten vorkommt, für die im Wasser befindlichen Fische sicher tödbringend sei. Der französische Physiologe B. Regnard glaubt aber aus seinen Versuchen schließen zu dürfen, daß diese Annahme irrig ist. Als er allmählich das Wasser eines Aquariums abkühlte, konnte er feststellen, daß ein Karpsen gegen 0 Grad einzuschlummern schien. Seine Schwimmschläuche bewegten sich gar nicht mehr, seine Kiemen nur noch langsam. Bei zwei Grad Kälte erwich das Thier völlig einschlämmert, bei drei Grad konnte man es für todt halten. Als aber das Wasser des Aquariums allmählich und vorsichtig wieder erwärmt wurde, wurde auch der Karpsen wieder munter, er holte sich bald gänzlich und schwamm veranügt wie vorher umher. Regnard nimmt hiernach an, daß in den Polarregionen, deren Wasser sich in den tieferen Schichten niemals mehr als auf 3 Grad Kälte abkühlt, keinerlei Gefahr besteht, daß die Fische durch Erfrieren zu Grunde gehen. Uebrigens hat auch der deutsche Physiologe Preyer vor einer Reihe von Jahren schon ähnliche Versuche angestellt, deren Resultate mit den jetzt von Regnard erhaltenen gut übereinstimmen.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Voreprochungen nach Auswahl vorbehalten.

— Eine interessante Mittheilung über den Circus entnehmen wir der von der „Union Deutsche Verlagsgesellschaft“ in Stuttgart herausgegebenen „Illustrirten Chronik der Zeit.“ So groß der Unterschied des modernen Circus von demjenigen früherer Zeiten auch geworden ist, eine Einrichtung ist unberührt geblieben von allem Wechsel der Veränderungen: wir meinen den inneren Kreis, die Manege, deren Durchmesser stets und überall 13 Meter beträgt. Sei es in China oder Peru, in einer der großen europäischen Hauptstädte oder in einem kleinen Marktstädtchen — niemals wird man einen Circus antreffen mit einem andern Ringe als dem von 13 Metern. Es giebt natürlich einen Grund für diese merkwürdige Gleichmäßigkeit. Circusreiter und Circuspferde sind Nomaden; wohin sie auch kommen in der Welt, überall müssen sie den nämlichen Ring finden, sonst wären ihre Vorstellungen gestört, wenn nicht gar unmöglich gemacht. Für den 13 Meter-Ring traint, haben sich Hof und Reiter an die Einwärtsbeugung beim Umfliegen desselben, an den ganz bestimmten Neigungswinkel gewöhnt, den der Radius von 6½ Meter bei der gegebenen Geschwindigkeit bedingt. An der Innenseite hat jede Manege auch eine demgemäß schräge Ueberhöhung des Erdbodens.